

## Prolog

Das Tintenmeer ist seit jeher ein Ort voller Gefahren. Seine Untiefen sind so unergründlich, dass das salzige Wasser selbst bei Sonnenschein schwarzblau scheint, dunkel wie die Tusche, mit der ich schreibe. Immer schon haben Legenden und Geschichten das Meer umrankt wie Tang und Algen eine rostige Ankerkette. Meine Worte, die ihr Landratten nun aufgeschlagen habt, sind nichts als ein Sandkorn am Strand, nur ein Bruchteil der Geschichten, die sich über diese gesetzlose See erzählen lassen, ein dünner Faden des starken Seemannsgarns, das in den Häfen beiderseits des Meeres gesponnen wird.

Rykland, das Königreich im Westen, hielt sich stets von der unheimlichen See fern und erwirtschaftete sein Vermögen auf festem Boden, dem es reiche Schätze, Kohle, Eisen und Holz, goldenes Korn und saftige Früchte abgewinnen konnte. Massilien im Osten hingegen, mit seinen rauen Marschlanden und felsigen Küsten, war schon immer eine Seefahrernation gewesen und strebte nach Kriegen und Eroberungen, um sich Reichtümer zu sichern. Vor sechzig Jahren schlossen der König und die Kaiserin Frieden und begannen Handel zu treiben.

Und mit dem Handel begann die Seeräuberei.

Wir kamen von überall; aus Massilien, aus Rykland, aus den jungen Kolonien in der Südsee, aus den Winkeln und Verstecken dieser Welt, in denen die Gesetz- und Heimatlosen sich kauerten. Die Piraten des Tintenmeeres waren so unterschiedlich und zahlreich wie die Fische im Wasser und keiner Bemühung der Regierungen gelang es, uns auszumerzen. Denn was König und Kaiserin übersehen hatten, waren die Halbmondinseln, ein kleiner Archipel in der Mitte des Meeres. Diese kargen und unwirtlichen Inseln galten als nicht viel mehr als ein Haufen Sand. Wir Piraten machten ihn uns jedoch zum Unterschlupf zwischen unseren Kaperfahrten, eine Heimat, die genauso unfreundlich und erbarmungslos war, wie wir selbst.

In unseren Flaggen tragen wir Piraten des Tintenmeeres zwei Farben: Schwarz wie das Wasser, auf dem wir unser Unwesen treiben, und Rot wie das Blut, das wir vergießen. Und in jenen Farben schreibt man unsere Geschichten, in Tinte und Blut.

Doch dies ist nicht die Geschichte jener, die ihr Leben auf dem Tintenmeer ließen und von seinen pechschwarzen Wassern verschlungen wurden. Dies ist auch nicht die Geschichte, wie ich Pirat wurde, wie ich lange Jahre zur See fuhr oder wie ich im Zweikampf mein bestes Bein verlor.

Dies ist die Geschichte, wie ich mein Piratenleben gegen ein Vermögen und meinen verdienten Ruhestand an Land eintauschte. Leider muss ich zugeben, dass ich in dieser Geschichte mehr eine Nebenrolle spielte, da gewisse Personen in meine Absichten hineinpuschen und den Moment meines heldenhaften Eingreifens hinauszögern. Daher ist es wohl oder übel auch ihre Geschichte.

## Anno Domini 1731

### I. Die SMS Sullivan

„Das ist nicht gerecht! Mein Vater wird davon hören!“, zeterte Dorothée. Aber die beiden Marineoffiziere überhörten ihren Protest und hielten sie unerbittlich an ihren Armen fest – so fest, wie sie ein Fräulein aus gutem Hause halten durften. Sie hatten allerhand Mühe, die junge Dame auf die Bohle zu bugsieren, die zwischen die beiden Schiffe gelegt worden war, um sie sicher von der *Silbernen Sprotte* an Bord der *SMS Sullivan* zu bringen. Ihre waldgrünen Uniformen mit den goldenen Tressen und Knöpfen strömten denselben Duft aus, den Dorothée an jedem Mann gerochen hatte, seit sie in See gestochen war: Schweiß und Salz. Sie rümpfte die Nase und setzte keinen Fuß auf die Bohle.

„Mademoiselle Van der Vliet“, bemühte sich der Kapitän der *Silbernen Sprotte* die Fassung nicht gleichermaßen zu verlieren. „Nehmt doch Vernunft an. Euer werter Herr Vater wird sich gewiss furchtbar um Euch sorgen, und bei der rykländischen Marine seid Ihr in sichersten Händen und auf dem schnellsten Heimweg zurück nach Massilien.“

Dorothée schwieg. Selbstverständlich wollte sie, dass ihr Herr Vater sich sorgte. Falls ihm ihr Fehlen überhaupt aufgefallen war. Im Hause Van der Vliet gab es schließlich genug Salons, Herrenzimmer und Boudoirs, dass die Dienerschaft mehrere Tage nach ihr hätte suchen müssen, um ihr Verschwinden festzustellen.

Drei Tage war sie nun schon auf See, mit der *Silbernen Sprotte*, einem kleinen doch stolzen Handelsschiff der Flotte ihres Vaters. Ich habe den Beginn ihres Abenteuers nicht selbst miterlebt, kann mir aber gut vorstellen, dass es ihr ein Leichtes gewesen war, an Bord zu kommen. Im geschäftigen Havre von Zeebourg, von wo aus die Flotte der Van der Vliets nach Rykland, zum Nordwindarchipel oder in die fernen Kolonien in der Südsee in See stach, hatte sie nur ein grobes Schultertuch überwerfen müssen, um sich als blinder Passagier an Bord zu schmuggeln und zwischen den Waren zu verstecken. Menschen taten das ständig.

Natürlich hatte sie nicht lange verborgen bleiben können, doch lange genug, dass dem Kapitän eine Umkehr nicht möglich war. Dass dies mehr den Wetterverhältnissen als Dorothées schlauer Planung zuschulden war, musste sie nicht wissen. Kaum entdeckt, hatten die Seeleute ihres Vaters sie schnell erkannt. Wenn ihre vornehm blassen Züge und ihr weithin bekanntes Antlitz mit der bewunderten Stupsnase und dem herrischen Zug um die himmelblauen Augen nicht geholfen hätten, dann wären ihr goldgelbes Kleid und die Ärmelrüschen ihrer Chemise aus feinsten massilischer Klöppelspitze, die sich nur Damen von hohem Rang leisten konnten, ein eindeutiger Hinweis gewesen.

Selbstverständlich hatte sie für ihr Abenteuer vorgesorgt, denn das war es, was sie an Bord eines Schiffes mit Kurs auf Rykland suchte. Das naive Mädchen trug einen gefüllten Beutel mit Gulden und Hellern an der Taille, gut unter ihren vielen Röcken verborgen, und einen Familienschatz, den Carbonado, einen schwarzen Diamanten von der Größe ihres rosigen Ringfingernagels, um den Hals. Bereit, ihr Glück und die große Liebe zu finden, hatte sie ihrer Familie diese Reichtümer entwendet und war in See gestochen.

Einige Tage lang hatte sie amüsiert den Schrecken in den Augen der Seeleute verfolgt, wann immer sie sich über die Reling lehnte oder auch nur einen Fuß in die Wanten setzte. Doch so hatte sie sich das Ende ihres Abenteuers nicht vorgestellt.

Längsseits lag die *SMS Sullivan*, ein königlich-rykländisches Fregattschiff auf Patrouille. Vor einer halben Stunde waren ihre drei Masten am Horizont erschienen. Zunächst hatte der Kapitän der *Silbernen Sprotte* erleichtert gewirkt, als er die grün-goldene Flagge der rykländischen Marine erkannt hatte, bot deren entgegengesetzter Kurs doch eine willkommene Gelegenheit, seine unverhoffte Fracht wieder loszuwerden. Er hatte die entsprechenden Signalflaggen hissen lassen, um sie zum Beidrehen aufzufordern. Doch dass die Tochter seines Reeders sich nun beständig weigerte, in die Heimat zurückzukehren, brachte auch sein ruhiges Temperament in unbekannte und stürmische Gewässer.

„Mademoiselle Van der Vliet, es ist doch nur zu Eurem Besten!“, entrüstete er sich und vergriff sich damit deutlich im Ton.

„Ich will aber nicht zurück!“, protestierte Dorothée in ebenso ungehaltener Lautstärke. Ein spitzer Schrei der Frustration entfuhr ihr, als die beiden Offiziere sie an ihren Armbeugen anhoben, über die Bohle trugen und an Deck der *SMS Sullivan* absetzten. Mit einem Nicken deutete der Marinekapitän seinen Männern an, sie nun loszulassen. Dann tippte er sich an seinen Dreispitz und machte, was in der Marine für einen höflichen Kratzfuß gelten musste, doch in Dorothées Augen gerade noch vorzeigbar war. Bei der steifen Bewegung sah der rundliche Mann in seiner waldgrünen Uniform mehr aus wie ein zum Sprung bereiter Teichfrosch als wie ein Hochseekapitän.

Dorothée erwiderte die Begrüßung in keiner Form. Sie war eingeschnappt und verschränkte die Arme vor der Brust, entschlossen, dem Mann, der sie mit Gewalt an Bord gebracht hatte, keinerlei Höflichkeiten zukommen zu lassen.

Irritiert von dem Verhalten des Mädchens richtete der Kapitän der *SMS Sullivan* sich wieder auf und blickte zum Kapitän der *Silbernen Sprotte*. Dieser hatte die Bohle hastig einholen lassen und sah danach bereits so erleichtert aus, als wäre das Problem namens Dorothée Van der Vliet niemals seines Wegs gekommen.

„Passen Sie mir gut auf die Mademoiselle auf, Gilbert“, richtete er das Wort an seinen Marinekollegen. „Sonst tanze ich schneller am Hanfseil als ein Pirat beim Plündern des Havre.“

„Keine Sorge, Kollege. Das Fräulein ist bei der Marine in sicheren Händen“, versicherte Kapitän Gilbert, der Dorothée nunmehr den Rücken zugewandt hatte.

Unbeobachtet und frei von den Offizieren sah Dorothée sich derweil an Bord der Fregatte um. Das Marineschiff war um einiges größer als das Handelsschiff ihres Vaters. Es besaß drei Masten und ein Batteriedeck, wie sie von Bord der *Silbernen Sprotte* aus gesehen hatte. Sie hatte gut und gerne Lust, durch den Rumpf zu streifen und alle Kammern und Kajüten unter Deck zu erforschen, doch sie gab sich vorerst mit dem Großmast zufrieden.

Der gewaltige Mastbaum hatte einen so enormen Durchmesser, dass sie ihn mit beiden Armen nicht hätte umfassen können. Ein Brett, das wie eine Schaukel von der Rah hing, erregte ihre Aufmerksamkeit. Es war natürlich ein Bootmannsstuhl, der dazu gedacht war, längere Arbeiten in der Takelage durchzuführen und der durch ein Seilzugsystem

auf beliebige Höhe gezogen werden konnte. Da kein Matrose ihn bemannte, ließ sich Dorothee versuchsweise auf dem simplen Gerät nieder und schaukelte damit, wie die Wogen den Schiffsrumpf trugen, hin und her, hin und her.

„Fräulein!“, entfuhr es dem Marinekapitän, als er sie auf dem Bootmannsstuhl bemerkte. Dorothee ließ von dem Seilzug ab, dessen Mechanismus sie gerade auf den Grund gehen wollte, rutschte von dem Brett und glättete ihre Röcke. Sie zeigte aber keine Anzeichen der Reue.

Der massilische Kapitän zog nur seinen Hut ab und fächelte sich damit Luft zu, bevor er den Befehl zum Ablegen gab. Er war selten so froh gewesen, einen Passagier zu verlieren. Selbst wenn es die Tochter des Reeders war.

Die Winde wehten günstig und die *Silberne Sprotte* war bald nur noch ein weißer Segelturm auf dem schwarzblauen Meer. Kleine weiße Schaumkronen kräuselten die Wasseroberfläche und verrieten, dass eine steife Brise von Süden aufzog.

„Erwarten Ihre Befehle, Sir!“ Die Offiziere, die Dorothee an Bord getragen hatten, standen stocksteif an Deck, unfähig sich ohne Befehl zu rühren wie Marineleuten es in der Ausbildung eingetrichtert wird.

„Vorherigen Kurs beibehalten; Ostnordost, zum Havre von Zeebourg. Segel setzen und schnell weg von hier“, befahl der Kapitän routiniert und fügte halb laut wie zu sich hinzu: „Die Halbmondinseln liegen nur einen Tag südlich.“

„Jawoll, Sir.“ Einer der Offiziere salutierte und trat ab, um die Befehle weiterzugeben.

„Junge Dame“, wandte Kapitän Gilbert sich nun wieder an Dorothee, in der höflichen Art, für die Rykländer weltweit bekannt waren. „Fräulein Van der Vliet. Bitte fühlen Sie sich als unser Gast. Ich bin Kapitän Gilbert, im Dienst Seiner Majestät Theopold IV. von Rykland, und heiße Sie an Bord der *SMS Sullivan* willkommen. Sie müssen nun keine Angst mehr haben. In drei Tagen werden wir sicher in Zeebourg einlaufen und Sie kehren behütet zurück in die Arme Ihrer Familie.“

„Pah“, entgegnete Dorothee bloß, denn sein höfliches Gehabe konnte eine Dame wie sie nicht beeindrucken.

„Ähm... Wollen Sie sich unter Deck ein wenig frisch machen, mein Fräulein?“ Ihre rüde Haltung verunsicherte den rykländischen Edelmann in ihm zutiefst und er fügte schleunigst eine immerwährende Formel hinzu: „Darf ich Ihnen eine Tasse Tee anbieten?“

Dorothee verzichtete darauf hinzuweisen, dass sie als Massilierin keineswegs so versessen auf Tee war wie Rykländer. Außerdem musste sie sich nicht frischmachen, was der Kapitän wohl auf ihre zerzauste Frisur bezogen hatte. Seit sie auf See war, trug sie ihr sandblondes Haar gerne offen, auch wenn es sich für ein sechzehnjähriges Mädchen ihres Standes nicht schickte. Einerseits fand sie es herrlich den Wind und die Gischt durch ihr Haar fegen zu spüren und den Duft von Salz und Freiheit mit sich zu tragen, wobei ich ihr vollends zustimmen muss. Andererseits mangelte es ihr auf See an einer Dienerin, die ihr Haar nach der neusten Mode hochzustecken vermochte, eine Fähigkeit, die Dorothee selbst nicht besaß.

„Kapitän Gilbert? Vergessen Sie nicht...?“, unterbrach der andere Offizier, der noch immer stocksteif dastand, seinen Vorgesetzten.

„Was, Leutnant?“, blaffte Kapitän Gilbert.

Der uniformierte Mann räusperte sich und beugte sich ein wenig vor.

„Den blinden Passagier“, raunte er mit gedämpfter Stimme, doch der Wind trug seine Worte dennoch an Dorothees Ohr heran. Sie horchte auf. Ein blinder Passagier verhieß mehr Abenteuer als drei Tage Heimfahrt mit der königlich-rykländischen Marine als Gouvernante.

„Den können wir jetzt auch nicht mehr aus der Brig lassen“, murmelte Kapitän Sullivan wie zu sich. „Leutnant, begleiten Sie Fräulein Van der Vliet nach Achtern in meine Kajüte und achten Sie darauf, dass der Gefangene sie nicht belästigt.“